

Berggeist.

Beilage zur „Draviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 29.

Dravicza, den 16. Juni 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman von B. Corony.
(Nachdruck verboten.)
Fortsetzung.

„Ich sehe Dich in einer Erregung, die mir zu denken giebt. Ist etwas zwischen Dir und Rudolph vorgefallen?“ fragte Robert Volkmar seine Schwester.

„Nein —“, antwortete Natalie.

„Bist Du beleidigt worden? drückt Dich ein Kummer? — Du schweigst. — Ich will Dein Vertrauen nicht zu erzwingen suchen, wenn Du aber meines Beistandes bedarfst, so sprich nur! Du weißt, daß Dir mein Rath schon oft von Nutzen war.“

„Ach ja, Deinem Rath verdanke ich viel,“ rief sie mit ausbrechender Bitterkeit. „Dein Rath, Deine wie absichtslos hingeworfenen Worte, die doch wie ein sprühender Funkenregen in meine Seele fielen und wüste Leidenschaften in mir entzündeten, Deine halben Andeutungen und Dein spöttisches Bedauern haben mich zu dem gemacht, was ich heute bin: zu einem elenden Weibe, dem jeder sittliche Halt fehlt und das nicht zurückblicken darf, wenn es nicht

vor Scham über sich selbst vergehen will.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte er kalt. „Ist etwas geschehen, worüber Du Dir Vorwürfe zu machen hast, darfst Du dann mir die Schuld für Deine

Umständen vor, daß sie mir verhüllt bleibt? Doch was Du auch thatst — nicht mein Einfluß bewog Dich dazu, denn Du warst von jeher zu selbstständig, um Dich leiten zu lassen. Dein verzehrendes Verlangen, das Joch der Armuth abzuschütteln, drängte Dich auf gefährliche Bahnen.“

„Ja, um des Reichthums willen habe ich mit allen Pflichten und Grundsätzen gebrochen,“ stöhnte Natalie, wie eine Wahnsinnige ihr dunkles Haar zerwühlend, „und dieser Reichthum, um dessentwillen ich zu einem unglücklichen Wesen geworden bin, dem vor sich selber graut, dieser Reichthum soll mir genommen werden, Robert,“ fuhr sie mit athemloser Hast fort. „Wozu dies Spiel mit leeren Worten? Du begehrtest das Gold des Wucherers ebenso glühend, ja, vielleicht noch glühender als ich. Jetzt hilf! Rette, was noch zu retten ist! Ich weiß mir nicht mehr zu helfen.“

„So sprich! Sprich! Du bist ja wie im Fieber. Ich will nicht hoffen,

daß Du irgend eine Thorheit begangen hast, durch welche wir Gefahr laufen, die mühsam errungenen Vortheile wieder einzubüßen.“ Er sah die Schwester fast drohend an.

„Komm in mein Boudoir, dort sind



Natalie. Im nächsten Augenblick rang sich ein Schrei zornigster, bitterster Enttäuschung von Klaras Lippen.

Verirrungen aufbürden? Ich habe Dich niemals gefragt, was zwischen Dir und Alföld vorgegangen ist und verlange auch jetzt nicht, es zu erfahren. Die Wahrheit ist oft sehr häßlich, und ich, der ich ein Verehrer alles Schönen bin, ziehe unter

wir vor Lauschem sicher," sagte sie. "Die Last wird mir zu schwer, ich kann sie nicht mehr allein tragen."

Robert legte stützend den Arm um die fast Zusammenstürzende und führte sie in ein kleines, süß durchdustetes Gemach. Natalie verschloß die Thür und ließ die Portieren von nellenbraunem Sammet zufallen, dann neigte sie sich zu dem Bruder und theilte ihm flüsternd mit, wie sie sich Alfeld gegenüber verrathen hatte, wie seit dem Tode des Wucherers ihr Geheimniß von Klara Weidner und Urban ausgebeutet wurde und welchen Preis erstere für Auslieferung des zweiten Testaments beanspruche.

Als Natalie mit ihren Mittheilungen zu Ende war, sprang Robert auf und rief heftig:

"Thörin! Hundertfache Thörin, die Du warst! Sollte man es für möglich halten? Du, die Starkgeistige, Uner-schrockene, die ich um ihres Muthes, um ihrer vor nichts zurückbeugenden Entschlossenheit willen bewunderte, liebest Dich über-tölpeln von einem halb wahnsinnigen Greise! Deine ungewöhnliche Verstellungskunst hatte es mir förmlich angethan. Spotten wollte ich mit Dir über alle die Narren, die sich von der trefflichen Maske täuschen ließen, und jetzt komme ich wahrhaftig in Versuchung, über Dich selbst zu lachen. War das ein erbärmliches Ende der so geschickt in Szene gesetzten Komödie. Sieh wie ein neugieriges Schulmädchen ertappen lassen und dann hinterher noch in so grob gelegte Schlingen fallen! Wo sind Dein scharfer Verstand, Deine Ueberlegung und Erfindungsgabe geblieben? — Alles untergegangen in der bellagenswerthen Leidenschaft, die Du für einen Mann faßtest, dessen Liebe im Vergleich zu der Deinen nur ein armseliges Fünkchen ist! Weiß Gott! der geistreiche, verführerische Satan veränderte sich auf die klüglichs-te Weise von der Welt in eine verliebte Schwärmerin, die Gänseblümchen zerpflückt und mit ihren schwächenden Blicken und ihrer einschläfernden Zärtlichkeit den angebeteten Gatten endlich langweilen und aus dem Hause treiben wird, anstatt ihn zu fesseln."

"Schweige!" gebot Natalie, sich hoch aufrichtend. Ihre Augen blitzten, ihre feinen Nasenflügel zitterten. "Hohn ertrage ich nicht und von Dir am wenigsten."

"Und doch verdienst Du ihn in diesem Falle, schon deshalb, weil Du Dir Tausende ablocken liebest. Warum wandtest Du Dich nicht früher an mich? Ich würde Dir sofort gesagt haben, daß dieses gefährdete zweite Testament vor Gericht nicht die geringste Gültigkeit hat. Die Rechtskraft des ersten bleibt unter allen Umständen bestehen."

"Und wenn es so wäre — Alfeld wird schwere Anklagen gegen mich geschleudert haben — ich will nicht erniedrigt sein vor Aller Augen. Der Todte soll nicht die Hand aus dem Grabe strecken, um mich zu entlarven. Ehe ich das dulde, eher gebe ich das Letzte hin — und doch — ich kann — ich will mich nicht trennen

von diesem Besiz, der meine Qual und meine Wonne ist. Ebenso zern würde ich mir die Pulsadern öffnen und mein Blut dahinströmen lassen. Robert, können Leidenschaften sich von Einem auf den Andern vererben, wie Krankheiten? — Ich weiß es nicht — ich weiß überhaupt nichts mehr — mein Kopf schwindelt, aber — es scheint mir, als hätte die wilde Raserei, mit welcher Alfeld an seinen Schätzen hing, jetzt auch mich ergriffen. Ich sterbe, ich werde wahnsinnig, wenn mir dieses Gold genommen wird."

"Sei nicht so ergallert! Laß uns lieber überlegen!"

"Dazu bin ich außer Stande. Ich habe so lange und soviel nachgedacht, daß ich es jetzt nicht mehr kann. Mein Gehirn ist wie gelähmt."

"Raffe Dich auf!"

"Umsonst! — umsonst! — Wie eine Schiffbrüchige kämpfte ich mit letzter, verzweifelter Kraft gegen das Verderben und weiß doch, daß ich unrettbar verloren bin. Es ist nur mehr ein mechanisches, hoffnungsloses Ringen, weiter nichts. — An dem Todtenbette Alfelds stehend, habe ich die gräßliche Erkenntniß gewonnen, daß ich verflucht bin. Ich las es in den starren, gebrochenen Augen, die ich nicht zu schließen wagte."

"Wenn Du Dich mit solchen Vorstellungen quälst, kann es wohl kommen, daß Du Deine Laufbahn in einem Irrenhause beschließt. Du nimmst Alles viel zu schwer."

"Ja, ja — viel zu schwer —", wiederholte sie und begann mit schleppenden Schritten durch das Zimmer zu gehen. Sie schien die ihr im Wege stehenden Möbel nicht zu sehen, da sie bis dicht an dieselben heran kam und erst wenn sie daran stieß wieder umkehrte.

Der Referendar beobachtete sie lange schweigend. Ein seltsamer Schauer vor dem schönen Weibe ergriff ihn. Mit ihrer tiefen Blässe, ihren von den schweren Lidern halb bedeckten Augen und den steifen, automatenhaften Bewegungen glich sie einer wandelnden Leiche. Er faßte ihren Arm und rief sie beim Namen, als gälte es eine Somnambule zu erwecken. Sie blieb indessen stehen und sah ihn verständnißlos an.

"Träumst Du?" fragte er halb ungeduldig, halb besorgt.

"Nein. Nur einer von den vielen dunklen Schatten aus meiner Vergangenheit drängte sich eben zwischen mich und Dich. Er ist vorüber gezogen, sprechen wir weiter!" erwiderte sie.

"Nun denn, ich will Deine Sache führen; will versuchen, Dir Dein Eigenthum zu retten und Dich zu befreien von diesem weiblichen Vampyr."

Sie neigte sich jäh zu ihm und legte beide Hände auf seine Schultern. Ein blitzartiges Funkeln brach aus ihrem Blick.

"Wenn Du das zu Stande bringst, danke ich Dir mehr als mein Leben," sagte sie, mit vor Hoffnung und Aufregung bebender Stimme.

"Und mirst Du mir vertrauen und auf mich hören?"

"Ich verspreche es."

"Gut. Stelle mir jetzt eine Vollmacht aus. Ich werde sie aufsetzen, Du brauchst nur zu unterzeichnen, und dann gieb mir eine Anweisung auf das Fünfstel der Summe, welche die Weidner von Dir forderte."

"Auch das — aber ich beschwöre Dich —"

"Ruhig! — So! — Nun sei guten Muthes und vor allem laß Dich zu keinerlei Zugeständnissen bewegen. Ich suche morgen die Frau auf."

"O Robert, verschaffe mir das Dokument und ich will Dich als meinen Retter als meinen Erlöser betrachten. Wenn dieses Papier in Asche zerfällt, dann schwinden auch die Schreckbilder, die ich nicht bannen kann, die mich in lichtstrahlende Säle verfolgen und Nachts um mein Lager schweben, so daß ich mit wildklopfendem Herzen und schweißbedeckter Stirn aus dem Schlummer emporfahre. Dann darf ich endlich wieder aufhören, mir unablässig die angsterfüllte Frage vorzulegen: 'Was wird die nächste Stunde bringen?' Ich bin noch jung — ich will glücklich sein! Das Leben ladet zum Genuß. Die süße, berausende Wirklichkeit winkt. Weg mit den bleichen Phantomen!"

"Sege nur Alles in meine Hand! Ich stehe Dir helfend zur Seite. Willst Du übrigens meinem Rathe folgen, so trinke einige Gläser Wein, damit Du wieder Farbe bekommst. Wenn man Dich ansieht, denkt man unwillkürlich an die arme verstorbene Schönheit, die der Satan auf das Geheiß des Mönches belebte. Bernau könnte erschrecken. Morgen bringe ich Dir Nachricht."

Am nächsten Tage suchte der Referendar zu ziemlich früher Stunde Klara Weidner auf. Er hatte die ganze Nacht hindurch eifrig nachgedacht und verhehlte sich nicht, daß sein Vorhaben auf Schwierigkeiten stoßen würde. Es war schwer, eine definitive Entscheidung zu treffen, ohne den Inhalt des Schriftstückes zu kennen. Er beschloß daher, unter allen Umständen auf einer Herausgabe desselben zu bestehen.

Klara empfing ihn mit großer Zurückhaltung und sichtlichem Mißtrauen, ja, als er von dem Dokument zu sprechen anfang, wollte sie durchaus nicht darauf eingehen und weigerte sich entschieden, ihm zu antworten. Er zog daher die Vollmacht heraus und sagte:

"Wie Sie sehen, hat meine Schwester die Schlichtung dieser Angelegenheit mir übertragen. Ihrer unverschämten Erpressungen überdrüssig, wandte sich die so hart Bedrängte an mich. Als Jurist durfte ich ihr die Beruhigung geben, daß von einer Rechtsgültigkeit dieses sogenannten zweiten Testaments keine Rede sein kann. Beharren Sie auf Ihren Drohungen, so werde ich nicht zögern, das Strafverfahren gegen Sie einzuleiten."

Diese strenge und entschiedene Sprache machte die Weidner erst etwas betroffen, aber ihre gewöhnliche Dreistigkeit lehrte bald wieder und sie entgegnete achselzuckend:

„Damit schüchtern Sie mich nicht ein. Sie werden keine Anzeige erstatten, denn es ist auch straffällig, wenn man Jemand durch Bestechung veranlaßt, ein derartiges Dokument zum Nachtheil Anderer zu unterschlagen. Das aber hat Frau Doktor Bernau gethan.“

„Lange und eindringlich sprach Robert, es fehlte ihm nicht an überzeugender Beredsamkeit, er verstand zu imponieren und bemerkte wohl, daß die Frau mitunter besorgt und schwankend wurde, dennoch gelang es ihm nicht, sie nachgiebig zu stimmen. Klara sagte sich allerdings, daß Natalie fest entschlossen sein müsse, ihr zu trotzen, da sie den Bruder ins Vertrauen gezogen und ihm volle Freiheit, nach seinem Gutdünken zu handeln, gegeben hatte, aber dennoch hielt sie mit zäher Ausdauer fest an ihrem Begehre und wollte die schon als sicher erachtete Beute nicht fahren lassen. Die Unterredung schien zu keinem Resultate zu führen.“

„Zum letzten Male frage ich: wollen Sie das Schriftstück, welches für Sie vollständig werthlos ist, gegen diese Anweisung herausgeben?“ fragte der Referendar, nach seinem Hute greifend. „Was mich anbelangt, ich würde keine fünf Pfennige dafür bezahlen, und wenn ich Ihnen trotzdem ein solches Angebot mache, so thue ich es nur, um die übertriebene Reizbarkeit meiner Schwester zu schonen. Glauben Sie auf andere Weise größeren Vortheil zu erringen, so versuchen Sie es. Ich gebe Ihnen zehn Minuten Bedenkzeit.“

Klara überlegte. Was ihr geboten wurde, repräsentierte immer noch eine sehr bedeutende Summe, und wie jetzt die Verhältnisse lagen, brauchte sie mit Niemand zu theilen. Aus dem Ladengeschäft ließ sich auch noch etwas heraus schlagen, sie mußte einen Käufer — da war es am Ende doch das Klügste, wenn sie zugriff.

Robert sah auf seine Uhr.

„Sind Sie zu einem Entschlusse gekommen?“ fragte er kühl, „ich muß mich jetzt entfernen.“

Sie besann sich noch einen Augenblick und erwiderte dann:

„Ich will mich begnügen. Geben Sie die Anweisung her! Sie kann doch gleich präsentiert werden?“

„Sofort; aber bevor Sie dieselbe erhalten, möchte ich mich erst von dem Stande der Dinge überzeugen,“ sagte der Referendar mit geringschätzendem Lächeln.

„Wo ist das Dokument?“

„Sobald ich die Anweisung habe, bringe ich es.“

„Ich möchte nicht aus welchem Grunde ich Ihnen mehr trauen sollte, als sie mir.“

„Gut, ich hole es. Neben an wohnen Leute, wenn Sie mir das Papier etwa nehmen wollen, so rufe ich um Hilfe.“

Er würdigte sie keiner Antwort, sondern wies nur mit einer verächtlichen Bewegung nach der Thür.

Klara schlüpfte hinaus und lehrte bald darauf, einen großen, fünffach gefalteten Brief in der Hand haltend, wieder zurück.

„Hier ist das Testament,“ sagte sie, „nun können wir tauschen.“

Robert blickte mit frostiger Miene daraufhin.

„Bevor ich mich von dem Inhalte dieses Schreibens überzeugt habe, bin ich keineswegs gesonnen, es Ihnen für einen Gelbbetrag von solcher Höhe abzukaufen,“ bemerkte er.

„Ah, Sie meinen, ich soll es erbrechen, damit es dann etwa keine Gültigkeit mehr hat? Nein, das thue ich nicht,“ wehrte sie entschieden ab.

„Von einer Verletzung der Siegel ist keine Rede. Sie schneiden das Rouvert an der einen Seite auf. Es trägt keine Ueberschrift. Hätte man den Brief zufällig in einem Geheimfach oder sonstigem Versteck gefunden, so würde man ihn jedenfalls geöffnet und dann erst Anzeige von dem Inhalte erstattet haben.“

„Einerlei. Alles bleibt, wie es ist.“

„Nach Ihrem Belieben. Ich beharre jedoch auf meinem Willen. Können wir uns nicht einigen, so muß ich es Ihnen anheimstellen, mit dem Papier zu thun, was Sie für gut finden. Meine Zeit erlaubt mir nicht, länger zu verweilen.“

Er wandte sich der Thür zu.

„Bleiben Sie!“ rief Klara. „Das heißt doch mächtig eigensinnig sein! — Ich möchte aber selbst einmal mit der Sache zu Ende kommen, deshalb gebe ich nach, unter folgenden Bedingungen: Ich schneide den Umschlag auf und lege was er enthält geöffnet auf den Tisch. Sie dürfen aber nur so nahe treten, als unbedingt nöthig ist, um unbedingt lesen zu können, und müssen die Hände auf dem Rücken halten. Machen Sie eine Bewegung, die mir verdächtig erscheint, so rufe ich. Wie Sie hören, ist Jemand in der anstoßenden Stube und das Lademädchen käme auch gleich herauf.“

„Ich bin einverstanden“, erwiderte der Referendar, immer mit derselben hochmüthigen Nachlässigkeit.

Die Frau nahm ein kleines, scharfgeschliffenes Federmesser, schloß das Rouvert an einer der beiden schmälern Seiten auf und zog ein dickes, doppelt zusammengelegtes Schriftstück heraus, welches sie sogleich auseinanderfaltete. Im nächsten Augenblick rang sich ein Schrei zornigster, bitterster Enttäuschung von ihren Lippen, während Robert in lautes, spöttisches Gelächter ausbrach. Was auf dem Tische lag, war nichts weiter, als ein zweites Verzeichniß der bei dem Notar Dr. Förster deponierten Werthpapiere. Der Wucherer, welcher stets bestohlen zu werden fürchtete, hatte es angefertigt und in dem Folianten neben seinem Bette verwahrt; um es jederzeit hervorholen zu können, falls das andere verloren ginge.

„Ah — das ist also das Dokument, auf Grund dessen die unverkämbten Erpressungsversuche, die Ihnen leider nur zu wohl glückten, gemacht wurden“, sagte der Referendar jetzt mit eisiger Strenge.

„Und dennoch giebt es ein zweites Testament. Es muß irgendwo vorhanden sein!“ rief sie außer sich, das Papier mit

beiden Händen ergreifend und schüttelnd, aber es fiel nichts heraus, als ein eng beschriebener Briefbogen. Ein Blick auf denselben zeigte, daß dieses von der Rätthin Olpen unterzeichnete Schreiben an eine andere Dame gerichtet war, da es mit der Anrede: „Liebe Emma!“ begann. Wie mochte es in Alfelds Hände gelangt sein, von dem doch hier in sehr scharfen Ausdrücken gesprochen wurde? Nur flüchtig dachte der Referendar darüber nach. Die Sache hatte zu wenig Interesse.

„Dieses zweite Testament existierte ohne Zweifel nur in der Einbildung des nervenkranken Mannes, vielleicht wollte er ein solches verfassen und that es dann doch nicht; jedenfalls ist Niemand im Stande, es vorzulegen und damit verläuft die ganze Angelegenheit im Sande“, sagte Robert, während es in seinen Augen triumphierend aufblitzte. „Wie sehr bedauere ich, daß mir Ihr schmähliches Vorgehen nicht früher bekannt wurde! Welche Summen wurden auf diese Weise verschwendet! Sie werden es leblich der Großmuth meiner Schwester zu verdanken haben, wenn ich Sie nicht den Gerichten überliefere.“

„Großmuth?“ lachte sie spöttisch auf. „Fürcht' wird ein passenderer Ausdruck sein. Ich würde eben einfach erzählen, was ich weiß.“

„Das könnte uns jetzt wenig anfechten“, erwiderte er achselzuckend. „Sie gehören nicht zu jenen Personen, deren Worten man unbedingt Glauben schenkt. Sollten Sie sich unterstehen, beleidigende Gerüchte über Frau Doktor Bernau zu verbreiten oder dieselbe irgendwie belästigen, so wird sofort polizeilich gegen Sie eingeschritten werden. Am besten thun Sie, die Stadt so schnell als möglich zu verlassen.“

„Das ist ohnedem meine Absicht, aber dazu brauche ich Geld.“

„Von mir und meiner Schwester erhalten Sie nicht einen Pfennig.“

„Ob das gerade sehr klug gehandelt ist —“

„Ich glaube es und verlasse Sie in der größten Seelenruhe über Alles, was Sie gegen uns beide im Schilde führen mögen, indem ich nur noch die Worte hinzufüge: Seien Sie vorsichtig in Ihren Aeußerungen, um nicht die üblen Folgen kennen zu lernen, die es gewöhnlich nach sich zieht, wenn man gegen gewisse Paragraphen des Gesetzbuches verstößt.“

Er ging, stolz und hoch erhobenen Hauptes, ohne indeß eine Empfindung tiefsten Verdrusses überwinden zu können, wenn er an das viele, vergebens geopfert Geld dachte. Indes es blieb noch ein großer Rest übrig. Bernau erhob keine Ansprüche auf das Vermögen seiner Frau, er hatte die Gütergemeinschaft abgelehnt und betrachtete das reiche Erbe als für ihn nicht existierend; es konnte also, wenn die Ehe kinderlos blieb, immerhin eines Tages auf Robert übergehen. Der Referendar verzog bei diesem Gedanken die Lippen, als wolle er über sich selbst spotten. In der That, es war nicht unmöglich, daß er als alter, weißhaariger, an den Lehnstuhl gefesselter Mann seine Schwester beerbte. Es kam nur darauf an, wer das zäheste Leben besaß. — —

Robert begab sich unverzüglich zu Natalie. Sie hatte auf ihn gewartet in einer Aufregung, die sie fast zu tödten drohte. Ein heftiger Schmerz schoß durch ihre Schläfen und zum Herzen drangen ihr Stiche, scharf und athemraubend. In stets wachsender, kaum mehr zu bezwingender Unruhe und Ungebuld sah sie seinem Kommen entgegen und als er endlich erschien, eilte sie auf ihn zu, umklammerte seinen Arm mit beiden Händen und stieß mühsam, mit bebenden Lippen das einzige Wort: „Nun?“ hervor.

„Um Gottes willen warum sprichst Du nicht?“ fuhr sie in fast verzweiflungsvollem Ton fort, als er nicht sogleich antwortete. „Was soll das Zögern? Warst Du bei der Weidner?“

„Ich komme von ihr. Es war ein schweres Stück Arbeit, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen.“

„Aber es ist gelungen, nicht wahr? Lasse alle Details unberührt und sage nur, ob das Testament in Deinen Händen ist. Weiter will ich nichts wissen. Ja oder nein?“

„Fasse Dich. Ich bringe gute Nachrichten.“

„Ist es wahr? So sprich endlich! Jeder Nerv in mir fiebert.“

Er zog sie in die Fensternische und theilte ihr mit halblauter Stimme das Resultat seiner Unterredung mit Klara Weidner mit, worauf er ihr die Anweisung auf die betreffende Summe wieder überreichte.

„Dem Himmel sei Dank! Nun sind alle meine Sorgen, meine schlaflosen Nächte, meine niemals ruhenden Befürchtungen zu Ende!“ rief Natalie freudig aus. „Ach, Robert — theurer Bruder, Du weißt nicht, von welcher Qual Du mich erlöst hast. Niemals werde ich aufhören, Dich als meinen Freund, meinen Retter zu betrachten. Mir ist so seltsam, so unbeschreiblich wonnig zu Muth, als hätte ich plötzlich Flügel bekommen. Die schwere, furchtbare Last drückt mich ja nicht mehr zu Boden. Das verdanke ich Dir! Ich werde es nun und nimmermehr vergessen! Jetzt kann ich Allem trohen. Jetzt erst werde ich erfahren, was es heißt: des Daseins höchste Lust genießen. Die finsternen Schatten der Vergangenheit haben keine Macht mehr über mich. Ich spotte ihrer! Sie können mir mein Glück nicht rauben.“

Sie streckte ihm beide Arme entgegen. Ein Ausdruck stolzer, triumphierender Freude spielte um ihre Lippen und es war, als ob Phosphorsunken aus den schwarzen Augen sprühten.

Unter dessen gab sich Klara ohnmächtigem Zorn über ihre gescheiterten Pläne hin. Nun war es vorbei mit Allem, was sie sich so schön ausgedacht, so wohl überlegt hatte. Wie sehr bereute sie jetzt das allzu straffe Spannen des Bogens. Nein — wie sie auch nachdenken mochte — es war zu Ende mit ihrer Gewalt, sie besaß nichts mehr, womit sie im Stande gewesen wäre, noch ferner einen Druck auf Natalie auszuüben. Es blieb ihr nur übrig, mit dem zuletzt erpressten Gelde in die Ferne zu

ziehen, um auf andere Weise ihr Glück zu versuchen. Und gehen zu müssen, ohne einen böshaftern Streich ausführen und den Jubel ihrer Feinde wenigstens stören zu können! Sie ergriff das Verzeichniß und schleuberte es mit mühevoller Geberde in eine Ecke; im Begriff, mit dem Briefe der Rätthin ein Gleiches zu thun, bemerkte sie eine kurze Notiz auf der Rückseite desselben. Sie war von Alfeld geschrieben und lautete: „Am 11. April 18 . . . , dem Vorabend des Ostersonntags, wurde dieses Schreiben mir von Natalie Volkmar übergeben.“

Klara lachte bitter. Das war ein glücklicher Fund, der kam zu rechter Zeit und es sah dem alten Geizhals, der seine Gedächtnißschwäche kannte, wohl gleich, sich die Daten aufzuschreiben, um seinen Verwandten jederzeit mit einer Klar und bestimmt gefaßten Anklage entgegentreten zu können, ähnlich. Aber der Brief war doch nicht an den Alten gerichtet, er wurde ihm also auf kluge Weise und in der Absicht, ihn gegen den rechtmäßigen Erben zu erbittern, in die Hand gespielt. Ob das gerade mit ehrenhaften Grundsätzen übereinstimmte? Was Herr Doktor Bernau wohl dazu sagen würde, wenn er Alles erführe? Natalie war ja immer so eifrig bemüht gewesen, ihm die ganze Sache zu verbergen, sie fürchtete also seine Strenge und seine Vorwürfe. Klara nahm den Brief, steckte ihn zu sich und murmelte mit böshafterm Lächeln: „Nun, bevor ich auf immer von der Bildfläche verschwinde, will ich der schönen Frau wenigstens noch einen tüchtigen Verdruß bereiten, damit sie mich nicht gar so schnell vergißt. Der Herr Rechtsanwalt soll einige Aufklärungen erhalten, die ihn interessiren dürften.“

Eine halbe Stunde später trat sie in das Bureau Bernaus und ersuchte um eine Unterredung, die er ihr zwar nur widerwillig gewährte, aber dennoch nicht verjagen konnte. Als sie wieder aus dem Hause trat, war ihr Gesicht hoch geröthet und aus ihren Augen funkelte befriedigte Bosheit.

XXXII.

Noch lange nach ihrem Fortgange stand Bernau, die Stirn düster umwölkt, an seinem Schreibtische. Jedes der schadenfrohen, hämischen Worte, welche das Weib sprach, hatte seinen Stolz wie mit vergifteten Pfeilspitzen getroffen. Was ihm jedoch am meisten zu denken gab, war der Brief mit der von Alfelds Hand geschriebenen Notiz. Wiederholt und mit immer lebhafterem Staunen las er ihn durch. Nein — das hatte die Rätthin nimmermehr geschrieben. Ebensovienig konnte es mit richtigen Dingen zugehen, wenn das Schreiben wirklich durch Natalie dem Alten zugestellt wurde. Der Rechtsanwalt erinnerte sich mit großer Bestimmtheit verschiedener Einzelheiten, die diesen Angaben vollständig widersprachen. Er hatte jenen Abend vor Ostern in der Familie des Kanzleiraths zugebracht. Die beiden Mädchen waren erst eine Viertelstunde nach seinem Erscheinen von ihrem Ausgange zurückgekehrt und äußerten damals: sie hätten den Brief an die Frau Pastor Schmidt dem alten Bernhard zur Besorgung gegeben.

Es erhob sich dann noch eine kleine Streitfrage zwischen Herrn und Frau Olpen, in Folge deren die Rätthin das Konzept holte und es vorlas. Das Schreiben war in schlichter, berber Weise verfaßt gewesen. Der Konflikt mit Alfeld, die Zurücknahme seiner Worte betreffend, wurde allerdings besprochen, aber keineswegs in so gehässiger Weise, und die Aeußerung: „Es wäre ein Segen für ihn und uns Alle, wenn er bald von der Welt ginge“, war nicht aus der Feder der guthmüthigen Frau geflossen. Er wußte ganz gewiß, daß sie nicht in dem Briefe gestanden hätten. Es war begreiflich, daß Alfeld auf Grund dieses Schreibens seine Verwandten enterbte. Wie hing das aber eigentlich zusammen? Es war so viel gestrichen, ausradirt und wieder überschrieben und manche Buchstaben hatten etwas peinlich Abgezirkeltes und doch Unsicheres.

Plötzlich färbte eine heiße Blutwelle das Antlitz des Rechtsanwaltes. Ein erschütterlicher Verdacht begann sich in ihm zu regen: sollte man dieses Schreiben gefälscht haben? Zorn und Empörung wallten bei diesem Gedanken in ihm auf. Hatte er sich wirklich an eine Erbschleicherin der schlimmsten Sorte gelehrt? Unmöglich! Einer so ehrlosen Handlungsweise konnte Natalie nicht fähig sein. Und doch — wenn auch vieles in den Gift und Bosheit athmenden Berichten dieses elenden Weibes auf Uebertreibung und Lüge beruhte, — daß es sich hier um eine im Finstern schleichende That, um eine nichtswürdige Intrigue handelte, darüber konnte kaum ein Zweifel walten.

Es litt Bernau nicht in seinem Bureau: „Wichtige Geschäfte rufen mich augenblicklich ab. Vertreten Sie mich,“ sagte er zu dem Konzipienten und suchte dann unverzüglich Natalie auf. Noch ganz unter der Einwirkung des seligen Bewußtseins stehend, daß sie nun nichts mehr zu fürchten habe, flog sie ihm, durch sein unerwartetes Erscheinen freudig überrascht, entgegen. Dieses jubelnde Begrüßen, dieser offene, strahlende Blick belebte sein Vertrauen von Neuem und ließen ihn auf eine befriedigende Erklärung hoffen; aber in der Tiefe seiner Seele lauerte doch der wachgerufene Argwohn gleich einer zusammengekrüppelten Schlange.

Natalie umfaßte ihn mit weichen Armen und schmiegte sich, zärtliche Worte flüsternd, innig an ihn. So groß, so mächtig war das wohlthuende Sicherheitsgefühl, in welches sie sich wiegte, daß sie meinte, kein Gott könne nun ihr Glück mehr stören.

Bernau empfand den glühenden Wunsch, sein schönes Weib von den schändlichen Anklagen, die man zu erheben wagte, gerechtfertigt zu sehen, er wollte deshalb keine Sekunde zögern. Das Schreiben der Rätthin hervorziehend, reichte er es ihr dar und fragte:

„Kennst Du diesen Brief und kannst Du mir sagen, auf welche Weise er in Alfelds Hände gelangte?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemeindekinder.

Originalnovelle von Gf. La Rose.

Nachdruck verboten.

Die volle Mondscheibe kommt langsam hinter einer Felsenspitze des bairischen Hochgebirges heraufgezogen; ihr Licht glänzt in magischer Schönheit hoch und rein über Dorf und Kirche, deren weiße Wand gegen die schwarze Erde eines an der Mauer frisch aufgeworfenen Grabes scharf absteht.

Ein Knabe in grobem Hemde und kurzer lederner Hose sitzt am Rande des Grabes; er hebt den Kopf gegen den Himmel und schaut mit einem fragenden Ausdruck in den Mond. In seinem Gesicht prägt sich tiefer Schmerz aus, seine Nasenflügel zittern; während er die bleichen schmalen Lippen aufeinanderpreßt, damit ihnen kein Laut der Klage entrinnt, hebt seine Brust vor unterdrücktem Schluchzen. Seine nackten Füße stemmen sich fest auf den Boden, auf dem noch die abgefallenen Blumenblätter der Todtenkränze umherliegen. Er zuckt zusammen. Erschrocken über das Geräusch, das er hört, wendet er den Kopf. Da steht er etwas weißes gespensterhaft durch die Gräberreihen hindurch. Im nächsten Moment entflieht ihm der leise Ruf: „Feli!“

Ein fünfjähriges Mädchen wirft sich neben ihn auf die Erde und ruft stöhnend: „Zu ihr, ich will zur Mutter!“

„Laß das!“ mahnte der Knabe mit einem für seine Jugend ungewöhnlichen Ernst. „Sei still, meine nicht, es nützt nichts. Wo kommst Du denn her? Ich glaubte die Landwirthin hätte Dich zu sich genommen?“

„Ja“ schluchzte die Kleine, „sie setzten mich in eine Ecke der Wirthsstube und gaben mir Suppe, ich aber brachte nichts hinunter, ich horchte, was sie zusammen sprachen, was sie über uns sprachen, Willi. Da hörte ich, daß sie uns trennen wollen, — ich muß ins Armenhaus. Ich lief davon. Ich gehe nicht, ich will nicht.“

Große Thränen rollten aus den Augen des Knaben. Sie fielen auf das Grab, wo sie einsickern. „Wenn ich nur schon groß wäre,“ ruft er, sich an die Stirn schlagend, „daß ich uns selbst helfen könnte!“ Dann den eigenen Schmerz in der Sorge um das Kind überwindend, schlägt er seinen Arm um dasselbe und tröstet es: „Mutter sagte, man muß auf Gott vertrauen, daß sei unsere Aufgabe hier. Komm gehen wir heim, heute können wir noch sagen heim, morgen schon nicht mehr.“

1.

Der Gemeinderath des Dorfes Oberwalden ist versammelt. Die Sitzung wurde vom Vorsteher anbefohlen der beiden Waisenkinder Wilhelm Warnberg und Felice Lohr wegen. Es sollte entschieden werden, was in Zukunft mit den Kindern geschehe, wer sich ihrer annehme.

Die Stube ist bereits voll, der Pfarrer und der Lehrer des Dorfes, der Bürgermeister der Gemeinde und die ältesten angesehendsten Bauern sind beisammen, um sich zu beraten. Alle bis auf den Pfarrer und den Lehrer sind einig, daß das Mädchen

Felice Lohr in die Pflege der drei Weiber des Armenhauses gegeben werden sollte. Nach wiederholtem Einwande des Pfarrers ergreift der Bürgermeister das Wort.

„Niemand in der ganzen Gemeinde will das Mädchen, und ich kann es mit Gewalt auch niemand aufbürden; und es von einem Hause zum andern monat-, wochen- oder tageweise herumschicken, damit es Kost und Obdach erhalte, ist weit weniger rathsam für das Kind; denn es weiß garnicht mehr, wo es hingehört. Die drei Weiber im Gemeindehause haben den ganzen Tag nichts zu thun, sie können das Mädchen hüten, das ist wahrhaftig keine zu große Arbeit für sie.“

„Aber,“ mahnt der Lehrer, „alle drei sind, wie Ihr wohl wißt, nicht befähigt, ein Kind zu erziehen. Die Stapsner-Liese ist ein böswilliges Weib, sie hat sich bei Lebzeiten ihres gutmüthigen Mannes nicht einmal mit diesem vertragen können; daß sie jähzornig und böshaft ist, hat jeder Diensthote gesagt, der auf ihrem Hof war, als sie noch einen hatte. Niemand konnte es in der Länge bei ihr aushalten. War sie nicht sogar vor Jahren im Verdachte, ihrem eigenen, einzigen Kinde einen Stoß gegeben zu haben, der dessen Todesursache war?“

„Paß!“ ruft der Bauer Loxing, einer der begütesten Grundbesitzer des Dorfes, „die Stapsnerin mag niemand, darum hat man ihr mehr in die Schube geschoben, als nöthig war, ihr Bub' starb an den Bahnschienen.“

„Die alte Pöcher ist eine bekannte Brantweinsäuferin,“ sagte der Pfarrer, „sie ist beinahe immer berauscht. Jeden Pfennig, den sie hat, vertrinkt sie.“

„Ja,“ unterbricht ihn der Bürgermeister „wenn sie einen Pfennig hat, aber das kommt nicht oft vor.“

„Und die Grumbacher ist nicht recht bei Sinnen,“ fährt der Pfarrer fort, „somit ist keine der drei Frauen imstande, für Felice Lohr gehörig zu sorgen.“

„Hochwürdiger Herr,“ wendet einer der Bauern vortretend ein, „es ist eben keine andere Wahl da. Wir haben alle zu viel Kinder und zu wenig Geld. Dem Abwechseln der kleinen Lohr stimmt der Bürgermeister nicht bei. Einer aber muß das Kind haben, man kann es nicht obdachlos in die Berge schicken, damit es sich in einer Höhle Schutz vor dem Regen suche. Wir thun, was wir können, die Gemeinde ist schon mit Schulden und Lasten überbürdet. Das Thal ist eng, die Almten sind hoch, darum wenig Grund uns zu ernähren. Was kostet jetzt nicht das neue Eindämmen der Aach, das doch sein mußte, wollten wir nicht jedes Frühjahr unser bischen Saat bei Hochwasser gefährdet wissen! Man kann uns nicht zumuthen, auch noch für fremde Kinder zu sorgen.“

„Als wir vor vier Jahren uns versammelten,“ spricht der Pfarrer mit gerunzelter Stirn, „um uns eben auch über die kleine, damals einjährige Lohr zu beraten, da wollte sich ihrer, wie heute, niemand annehmen. Ich erinnere mich, daß es scharf herging dazumal, daß keins

der Gemeindeglieder Rath schaffen wollte.“

„Wir hatten aber noch kein Armenhaus zu bauen. Nun ist es geschehen, und drei Weiber sind darin, welche Zeit haben und von uns ernährt werden, und wir sollen die Felice Lohr doch nicht hingeben?“

„Ich kann nicht dafür stimmen,“ sagt der Pfarrer. „Wenn Ihr alle einig seid, ist weiter nichts zu machen; ich sage Euch, Ihr Männer, das Ihr unrecht thut. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Als wir vor vier Jahren uns wegen des Mädchens beriethen, da beschämte Euch eine arme Frau, ich glaube es war die ärmste der ganzen Gemeinde, die Wittwe des Holznichtes Warnberg. Sie kam zu uns herein mit ihrem kleinen Knaben Wilhelm an der Hand, und erbot sich, das Kind zu nehmen. Ihr waret alle froh. Sie hat dem Mädchen nichts abgehen lassen, hat es gut und stilllich erzogen alle die Jahre hindurch. Was aber das beste und das schönste von ihr war, sie hat das Kind geliebt, als wäre es ihr eigenes. Nun sie todt ist, fällt die Kleine Euch zurück. Ist denn keine von den Frauen da, die dem schönen Beispiel der armen Wittwe nachfolgt?“

Die Männer schweigen, dann sagt der Bürgermeister: „Es ist entschieden, wir können nicht anders. So ist es am besten, und nun laßt uns wegen des Warnberg beraten. Wer von Euch, Ihr Männer, will den Buben ins Haus nehmen?“

Niemand antwortet.

„Nun?“ fragt der Bürgermeister und schaut den Bauer Loxing an. „Ihr seid der reichste von uns allen, nehmt Wilhelm!“

„Ich habe selbst sechs Kinder,“ brummt der Bauer, „und kann nicht noch eins ernähren. Ja, wenn Wilhelm robust und groß wäre, daß man ihn in einigen Jahren zur Arbeit gebrauchen könnte. Was aber kann ich mit dem schwächlichen Buben anfangen? Man kann höchstens einen Ziegenhirten daraus machen.“

„Nein,“ protestiert der Lehrer, „nein, Loxing, dazu kann ich ein so talentvolles Kind Euch nicht lassen. Das wäre eine himmelschreiende Sünde. Wilhelm ist der begabteste Kopf, er ist das lernbegierigste, das beste von allen Kindern der ganzen Gemeinde.“

„So geht zu dem Baron hinauf, er ist der Gutsherr, vielleicht thut er ein übriges und läßt Warnberg studieren,“ rath der Bürgermeister.

„Wenn er es thut,“ ruft der Lehrer erregt, „dann wird Wilhelm seiner Gemeinde keine Schande machen, davon bin ich überzeugt. Ihr Männer könnt heute die Sitzung schließen. Ich selbst gehe auf's Schloß und lege den besten Schüler, den ich habe, dem Herrn Baron ans Herz. Wenn er ihn nimmt, ist alles gewonnen, wenn nicht, könnt Ihr eine neue Verathung anberaumen.“

Schloß Waldbirch erhebt sich auf einem vorstehenden Felsen. Es war lange Zeit

hindurch eine Ruine, der Rest eines Raubschlosses, daß der Großvater des Barons Lichtenstein der Gemeinde Oberwalben abkaufte, um es mit vielem Gelde und Verständnis in ein prächtiges, stattliches Schloß umzuwandeln.

Der jetzige Besitzer, Baron Ludwig Lichtenstein, ist ein ältlicher, großer Herr mit freundlichen, klugen Augen, langer gebogener Nase und großem, bereits ins Weiße gehenden Vollbart.

Er war Militär und hatte die Feldzüge von anno 66 und 70 mitgemacht; bei der letzten Schlacht hatte er einen Schuß in den Oberschenkel erhalten, weshalb er pensioniert werden mußte. Er lebt mit seiner Familie vorzugsweise gern im Sommer in der frischen, kräftigen Luft der Berge von Oberwalden und ist von sämtlichen Bewohnern des Thales seiner Menschenfreundlichkeit und Milde wegen hochgeachtet und geliebt. Seine Gemahlin war immer kränklich, man sieht es ihr trotz der bleichen Gesichtsfarbe und den schmalen, eingefallenen Wangen an, daß sie einst von großer Schönheit gewesen sein mußte. Einen ganz besonders angenehmen Eindruck ruft der sanfte Ausdruck ihrer Züge hervor. Sie ist von zierlicher, kleiner Gestalt und angemessener Würde.

Viele Jahre seit ihrer Verheiratung war ihr das Glück Mutter zu sein, versagt geblieben. Als Gott endlich ihr heißes Flehen nach einem Kinde erhörte, da blühte sie neu auf. Ihr höchstes Glück ist ihr einziger Sohn Konrad, den sie mit musterhafter Sorgfalt erzieht. Seit einem Jahr aber muß sie diese Aufgabe dem Hofmeister des Knaben, Herrn Doktor Halsing überlassen. Sie hatte sich gegen die Zuziehung eines Hofmeisters stark gewehrt, am liebsten hätte sie ihren Knaben bis zum Mannesalter erzogen, allein sie mußte dem Gatten recht geben, daß sie dem nicht gewachsen sei. Er hatte ihr gesagt, daß sie gethan, was die Pflicht einer jeden Mutter wäre, nämlich das Herz und den Sinn des Kindes zu bilden, damit es empfänglich für das gute und edle werde und einen Abscheu vor allem schlechten und niederen bekomme. Baron Lichtenstein hat einen jungen Gelehrten ausgesucht, dem er mit Ruhe die Seele seines Kindes anvertrauen kann; denn Doktor Halsing ist seiner Aufgabe vollkommen gewachsen und versteht es, das eigene Wissen auf den Schüler zu übertragen. Als ihn die Baronin zum ersten Male sah, fragte sie ihn, was er für die höchste Pflicht bei der Erziehung der Kinder halte.

„Vor allem das Gemüth zu bilden, den jungen Menschen die Aufgabe des Lebens auf dieser Welt klar zu machen. Ich meine: den Sinn edel zu bilden, dann wird das Kind und später der erwachsene Mensch selbst nach dem hohen streben.“

Die Baronin reichte ihm beide Hände hin. „Sie haben dieselben Gedanken wie ich, Herr Doktor,“ sprach sie, „nun bin auch ich beruhigt; denn was hätte ich von meinem Sohn, wenn er alles Wissen der Welt besäße, sein Herz aber nicht rein wäre! Wenn sein Wollen gut ist, wird

er jede Stellung, welche es auch sein mag, einstens zum Nutzen seiner Nebenmenschen und zur eigenen Befriedigung behaupten können.“

Nach einigen Wochen fragte Baron Lichtenstein den Hofmeister, ob er mit seinem Schüler zufrieden sei.

„Sehr,“ gab dieser zur Antwort, „nur lernt er schwer, er begreift nicht leicht, aber er ist auch noch jung, vielleicht wird es später besser werden; sonst habe ich keine Klage. Er ist fleißig, sucht mich zufrieden zu stellen, so viel wie möglich, und sein Herz ist vorzüglich gut. Man sieht, welch' einen prächtigen Samen seine Mutter gesät.“

„Ich freue mich, das zu hören,“ erwiderte der Baron, „aber ich möchte Sie, Herr Doktor, zugleich aufmerksam machen, daß mein Konrad viel lernen muß; denn er muß einstens imstande sein, sich selbst fortzubringen. Mein Vermögen ist nicht groß, und der größte Theil desselben fällt, wenn ich sterbe, zur Familienstiftung zurück, weil meine Frau nicht adelig war.“

„Ich weiß,“ erwiderte Herr Halsing, „wir wollen bei Konrad unser bestes thun, das übrige, Herr Baron, müssen wir Gott überlassen. Noch ist er zu jung, um für die Zukunft Entschlüsse fassen zu können. Hat Ihnen also meine Frau nicht davon gesprochen?“ fragte Lichtenstein.

„Nein, wieso?“
„Nun die Sache ist die: Sie wissen, die Frauen sind leicht erregbar, und meine arme Abelaide sehnte sich so sehr nach einem Kinde und hat das Versprechen gemacht, zu trachten, daß, wenn Gott ihren Wunsch erfülle, daß, — aber da sie es Ihnen nicht gesagt hat, ist es vielleicht besser, ich schweige. Sollte sie mit Ihnen davon sprechen, dann gehen Sie nicht allzusehr auf ihren Wunsch ein. Lassen Sie meinen Sohn mit solchen Dingen unbehelligt.“

Herr Halsing sann lange nach, was der Baron eigentlich gemeint haben möchte, konnte es sich aber nicht erklären.

Das schmale Sträßchen, welches vom Dorf nach Waldbirch führt, schlängelt sich erst eine Strecke neben dem breiten, steinigem, die meiste Zeit wasserlosen Flußbett der Nach hin und führt dann durch Felder und Wiesen zu dem Fuße eines mächtigen Gebirgsstockes, wo Schloß Waldbirch auf einer beträchtlichen Höhe steht. Den Namen hat es davon, weil sich neben dem alten Gemäuer seit undenklichen Zeiten eine gut erhaltene Kirche befindet, in der hin und wieder Gottesdienst gehalten wird. Rechts und links ist das Schloß von Tannen und Föhren umgeben, hinter demselben erhebt sich der bewaldete, hohe Berg, dessen Gipfel in zackigen Felsenspitzen endet. Nur an der vorderen Seite steht das Schloß frei, von seinem Thurme, Zinnen und Terrassen aus hat man einen weiten Blick über das Thal. Unten am Fuße des Berges liegt von Birken und Haselnußstäuben umgeben, eine dunkle, seichte Wasserfläche, der Walbsee genannt. In einem hohen, saalähnlichen, mit braunem Holze ausgefärbten Gemache des Schloßes

ist bereits die Dämmerung bemerkbar. Die Baronin sitzt in einem tiefen Erker, vor ihr steht ihr Sohn Konrad, ein hübscher, blonder Knabe von ungefähr zehn Jahren. Er hat die freundlichen, blauen Augen seines Vaters, die grade Nase und den schönen Mund der Mutter. Seine breite Stirn zeigt Freimuth und Offenheit. Der Blick, den er eben seiner Mutter zuwirft, ist voll übermüthiger Schelmerel. Inmitten des Gemaches sitzen vor einem großen Tische Baron Lichtenstein und der Hofmeister Halsing; beide stützen den Kopf auf die Hand und schauen auf die Figuren des vor ihnen stehenden Schachspieles.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gedankenflug.

Von Oskar Kresse.

Nachdruck verboten.

Endlich nach langen rauhen Nächten mit Sturm und Regen wieder einmal ein freier, sternenheller Himmel, dessen funkelnde Pracht uns verlockt, eine Stunde lang ununterbrochen hinaufzuschauen und einen kühnen Gedankenflug hinaus in das grenzenlose Meer von Welten zu wagen, welche zu unsern Häupten in einbringlicher Sprache von der unsagbaren Größe der Schöpfung erzählen. Die Menschen mit ihrem alltäglichen Habern und Kämpfen lassen wir zurück und vergessen sie, ebenso wie die ganze große Erdkugel, die im Vergleich zu den Größen, welche wir jetzt betrachten wollen, verschwindet, ein nichts ist und nicht einmal die Bedeutung eines Sandkörnchens in der Sahara beanspruchen kann.

Wir reisen in Gedanken mit der Schnelligkeit des Lichtes, das sind 40 000 Meilen in jeder Sekunde, von der Erde ab und befinden uns in der nächsten Sekunde auf dem 50 000 Meilen von uns entferntem Monde, dessen glitzernde Glasfläche, dessen zahlreiche Krater und steilen Bergriesen unser Erstaunen erregen, ebenso wie der tiefschwarze Himmel, welcher infolge des Mangels der Luft diese todt Steinmasse immer umhüllt. Weiter stürmen wir und gelangen auf unsern bekannten Morgen- und Abendstern die Venus. Dieselbe ist in Bezug auf Größe und Dichte unserer Erde gleich, jedoch eine sehr stark mit Wasserdämpfen versezte Atmosphäre umgibt sie, sodaß wir nur einzelne dunkle Punkte, die offenbar von sehr hohen Gebirgen herrühren, unterscheiden können. Wir eilen weiter, an der kleinen Welt des Merkur vorbei, auf der es bei der großen Nähe der Sonne sehr heiß sein muß, und befinden uns acht Minuten, nachdem wir unsere Erde verlassen haben, auf der Sonne, dem riesigen Feuerkoloß, in dessen kleinstem Flecke die Erde verschwinden würde, wie der Stein in einem Brunnen. Die ganze Sonnenkugel füllt das vierfache des Raumes aus, der die Erde vom Monde trennt. Wir sehen diese gewaltigen Flammenausbrüche, dieses brodelnde Meer von glühenden Gasen und eilen weiter an dem Mars vorüber, der zweiten Erde, auf dem Menschen wie wir und unter gleichen Verhältnissen leben

können und leben sollen nach dem Jupiter, dem Neptun unter den Planeten, denn er ist 1300 mal größer als die Erde. Vier Monde umkreisen den noch ganz flüssigen Ball. Dann kommen wir zu dem Saturn, dessen seltsamer Ring und acht Monde unser Erstaunen erwecken, endlich passieren wir den Uranus und den Neptun, die äußersten Planeten unseres Sonnensystems, von deren Wesen und Beschaffenheit wir bei der Dunkelheit des Raumes in dieser großen Sonnenferne wenig bemerken.

Indessen, wir mußten mit weit größerer Schnelligkeit reisen, als der des Lichtes, denn dasselbe braucht, trotzdem es 40 000 Meilen in der Sekunde zurücklegt, bis zum Neptun vier volle Stunden, so ungeheuer ist die Entfernung. Würden wir diese gleiche Geschwindigkeit weiterhin nur anwenden wollen, so müßten wir volle 3 1/2 Jahre reisen, um zur nächsten Sonne zu gelangen. Der schnellste Kourierzug würde, bei ununterbrochener Fahrt, nicht weniger als 1000 Millionen Jahre brauchen, um die Capella, im Sternbild des Fuhrmann die nächste Sonne, zu erreichen. Wir müssen uns daher von nun an mit der größten uns bekannten Geschwindigkeit vorwärts bewegen, nämlich mit der des Gedankens, der uns im Augenblicke an jede beliebige Stelle versetzt, an welche wir uns hin wünschen. Bei dieser Schnelligkeit sind aber die Herrlichkeiten, welche wir erschauen, so groß, daß wir Einzelheiten nicht mehr unterscheiden können. Planeten, wie unsere Erde einer ist, sehen wir wegen ihrer Kleinheit nicht mehr, nur noch die Sonnen. Blicken wir mit bloßem Auge den Himmel, so erkennen wir auf einem bestimmten kleinen Raume, zwei, drei beliebige Sterne, das sind Sonnen, betrachten wir dieselbe kleine Stelle mit dem Fernrohr, so wimmelt es sofort von Sonnen, und dieselben zeigen sich um so dichter, je schärfer das Fernrohr ist. Auf jede Sonne, die wir mit bloßem Auge sehen kommen nicht weniger als 26 000, die wir mit dem Riesenteleskop erkennen! Was nützt uns angefaßt solcher Zahlen die Schnelligkeit des Gedankens? Wohin sollen wir uns wenden in diesem Chaos von Sonnen, von denen jede einzelne viele Erden hat, wie unsere und auf denen wieder lebende Wesen, vielleicht Menschen, wie wir, in unsagbaren Scharen ihr Dasein führen! Wenden wir uns auf unserer Gedankenreise der Milchstraße zu, so finden wir, daß sich jeder Punkt derselben in Tausende von Sonnen auflöst, Sonnen, die voneinander ebensoweit entfernt sind, wie die unsere von der nächsten, der Capella. Wie weit das ist? Man muß unser ganzes Sonnensystem 3700 mal neben einander stellen, um jenes zu erreichen. Doch, eilen wir weiter.

Meteore jagen an uns vorüber und zahllose Kometen, welche von einem Sonnensystem zum anderen stürmen und so eine Verbindung unter denselben herstellen, die uns ebenso räthselhaft ist, wie die Natur der Kometen überhaupt. Versetzen wir uns in das Sonnensystem der Vega, des

herrlichen Sternes in der Leier, so sehen wir in seiner Nähe einen kleinen Stern, welcher sich schon in einem etwas kräftigeren Fernrohr in zwei Paare prachtvoller Doppelsterne auflöst, das sind je zwei Sonnen, die umeinander schweben. Bewaffnen wir unser Auge mit einem modernen Ries fernrohr, so finden wir, daß die Zahl dieser Doppelsterne eine ungeheuer große sein muß, denn man kennt bereits über 10 000 in unserem Weltraume. Aber es giebt auch Systeme in demselben, wo nicht nur zwei Sonnen, sondern auch solche, wo drei, vier, fünf und mehr Sonnen um einen gemeinsamen Schwerpunkt kreisen, und gerade diese seltsamen, unbegreiflichen Doppelsterne erstrahlen nebeneinander in verschiedensten Farben, so das weiße, rothe, blaue, gelbe, grüne sich umkreisen und hierdurch aufeinander die prachtvollsten Farbmischungen hervorrufen. Für welche Wesen müssen diese farbigen Sonnen und ihre in deren Lichte sich spiegelnden Erden bestimmt sein?

So ungeheuer die Räume sind, welche wir durchmessen haben, Räume, die zu durchheilen das Licht Jahrzehnte braucht, wir müssen weiter und erkennen, daß es nicht allein unzählige Doppel- und mehrfältige Sonnen giebt, sondern daß ganze Gruppen und Haufen von Sonnen in unserem Weltraume vorhanden sind. Das Siebengestirn z. B., welches wir schon mit bloßem Auge erkennen, zeigt sich im Fernrohr als eine Gruppe von Hunderten von Sonnen; nicht weit davon ist eine zweite ähnliche Gruppe; eine solche ist ferner die „Krippe“ im Sternbilde des Krebses und in dem des Perseus, jene zwei prachtvollen Schaubilder von Sonnengruppen, welche uns schon ein schwaches Fernrohr am Himmel zeigt. Mit einem Riesengläse sehen wir erst die eigentlichen Sternenhaufen, welche in großer Zahl über den ganzen Himmel verstreut sind und die sich als ein Gewimmel dicht zusammengedrängter Sonnen zeigen. Auf einem Raume, der uns nicht größer erscheint, als die Fläche eines Fünfmarsstückes, sind Tausend und aber Tausend von Sonnen vereinigt, und zwar stehen sie nach dem Mittelpunkte zu dichter als an der Peripherie, ein Beweis dafür, daß diese Sterne ein zusammenhängendes System für sich bilden. Welchen Zweck mögen diese Tausende von Sonnen zu erfüllen haben? Uns schwindelt bei dem Gedanken an die Zahlen all dieser gewaltigen Kugeln, welche in unserem Weltraume schweben. Und keine ist der andern gleich, sie sind sich nur ähnlich. Gerade wie kein Mensch einem andern, kein Blatt einem andern auf ein und demselben Baume absolut gleich ist, ebenso ist es bei den Planeten, Sonnen und Sonnensystemen im All. Das Gesetz der Ungleichheit der Wesen und Dinge ist ein allgemein gültiges, eine Regel ohne jede Ausnahme. Wir können nicht sagen, daß ein Mensch dem andern, eine Sonne der andern, ein Sonnensystem dem andern gleich ist, sondern nur, daß sie einander ähnlich sind im Großen und Ganzen. Welch eine Mannigfaltigkeit an Sonnen, Erden

und lebenden Wesen demnach in unserem Weltenysteme herrschen muß, was es für undenkbar, unsagbare Formen und Arten geben muß, das auszumalen, erlaubt die kühnste Phantasie. Wir können mit Recht behaupten: das unglaublichste, das scheinbar unnatürlichste, was wir uns überhaupt mit unserer Einbildungskraft erdenken können, wird irgendwo auch in der Wirklichkeit vorhanden sein! Nur so ist es uns möglich, die vielen Erden und Sonnen unseres Weltraumes zu bevölkern. Es ist hierbei zu bedenken, daß z. B. die Sternenhaufen zur Zeit garnicht mehr so sind wie wir sie jetzt sehen, denn da das Licht viele Tausende von Jahren braucht, um von dort zu uns zu gelangen, so sehen wir die Sternenhaufen so, wie sie vor den Tausenden von Jahren waren und erst nach dieser Zeit, wie sie heute sind. Die Entfernungen bis dahin sind thatsächlich unmeßbar, und der Astronom hat zur Zeit kein Mittel in der Hand, um dieselben auch nur annähernd zu bestimmen.

Jedoch, unser Gedanke trägt uns weiter und weiter. Die Millionen und aber Millionen von Sonnen, Doppelsternen, Sonnengruppen und Sternhaufen des Weltraumes, dem die Erde angehört, liegen hinter uns und sind zu einem verschwommenen Nebelfleck geworden, in dem wir Einzelheiten nicht mehr zu unterscheiden vermögen. Sind wir nun an der Grenze der Schöpfung angelangt? — Bevor wir weitergehen, blicken wir uns einen Augenblick um. Da sehen wir denn, daß jenes Weltenystem, welches wir bisher schilderten, im ganzen ähnlich aussteht, wie der Planet Saturn mit seinem Ringe. In der Mitte ist eine nebelhaft leuchtende Kugel, welche aus den Millionen und aber Millionen Sonnen gebildet wird, die sich, wir müssen sagen, in der Nähe der unseren befinden. Diese Kugel von lauter Sonnen wird von einem gewaltigen leuchtenden Ringe umschlossen. Dieser Ring besteht ebenfalls aus lauter Sonnen, es ist die Milchstraße!

Wir sind auf unserem Gedankenfluge jetzt so unendlich weit ab von unserer kleinen Heimath, der Erde, daß es uns schwindelt. Wir haben einen Raum durchgemessen, von dem aus gesehen, das ganze Weltenystem, welches unseren Weltraum erfüllt, wie ein ferner kleiner Nebel erscheint, nicht größer als ein Teller — sind wir nun an der Grenze? Wir blicken vor uns, und unsere Phantasie erstarrt, unser Gedanke ermattet: Vor uns, unter uns und über uns befinden sich Tausend und aber Tausend solcher Weltennebel, jeder einzelne derselben ist ein gleiches unermessliches Weltenystem, wie das unsere!

Der Sternennebel in der Andromeda wird auch mit bloßem Auge als kleiner schwacher Lichtschimmer erkannt, mit dem Fernrohr erblicken wir dieses Weltenystem als eine linsenförmige Masse von Sonnen, die von der Kante gesehen wird. Aber obwohl diese Weltenysteme, in dieser Riesentfernung betrachtet, alle insofern für uns ähnlich sind, daß sie uns wie Nebel erscheinen, weil wir die einzelnen Sonnen

nicht zu unterscheiden vermögen, so giebt es doch auch hier nicht eins, das dem andern völlig gleicht, gerade wie bei den Blättern am Baum. In der reichsten Mannigfaltigkeit, der verschiedensten Größen und Formen sehen wir die Weltensysteme aus den entlegensten Theilen des Alls zu uns herüberschimmern. Regelmäßig und unregelmäßig, scheibensförmig, ringsförmig, fächerartig, nicht einer der Nebel ist dem andern gleich. Welch seltsames, welch wunderbares Weltensystem! Und solche giebt es Tausende und aber Tausende, soweit unser Gedanke zu bringen vermag — kein Ende, keine Grenze des Raumes ist für uns sichtbar! Bilden die zahllosen Weltensysteme im großen betrachtet wieder eine Einheit? Giebt es von diesen Einheiten wieder unzählige? Wer vermögte das zu sagen? Wir sind am Ende unseres Wissens, die Flügel der Phantasie erlahmen, der Gedanke steht still und die unbegreifliche Größe der Schöpfung lehrt uns die Allmacht des Schöpfers erkennen.

Gemeinnütziges.

Etwas über Unterkleider. Hier Jäger, hier Lehmann, hier Der und hier Jener! Ich will keine Lanze brechen in dem Kampfe für und wider die eine oder andere Art von Normal-Unterkleidern. Meine Ansicht geht dahin, daß man falls ein gültiger Himmel Einen mit genügend Kleingeld versehen hat, Alles prüfen und das behalten soll, was für unsere Person paßt. In solchen Sachen gilt das Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für Alle“ in hervorragender Weise, und normal für das Einzelwesen ist das, was sich innerhalb der Normen (Grenzen) seiner Bedürfnisse hält. Ueber den Stoff der Unterkleider will ich also nicht reden, sondern über etwas, das jede Leserin gleichmäßig betrifft, nämlich über die Art und Weise des Tragens der Unterkleider. Eine große Anzahl, ich möchte sagen die Mehrheit der Menschen findet es angenehmer, mindestens einmal in der Woche ein frisches Hemd anzuziehen. Ebenso groß dürfte die Zahl Derer sein, die Nachts in einem anderen Hemd schlafen, als das welches sie während des Tages trugen. Nicht minder viel würden wir aber finden, wenn wir Umfrage halten wollten nach denen, die ihre Unterkleider länger tragen als eine Woche, und Tag und Nacht in denselben stecken. Es klingt unglaublich,

ist aber buchstäblich wahr. Ich habe dies zu wiederholten Malen in Gesellschaft von Herren feststellen können, wenn von Fragen aus dem Gebiete der Gesundheitslehre die Rede war. Fast alle trugen ihre Woll- u. s. w. Sachen länger als acht Tage, und Viele schliefen darin. Darunter waren Leute, die gewiß nicht zu sparen brauchten mit ihrer Wäsche, und die sich etwas zu gute darauf thaten, daß sie mit blendend weißer Leinwand und sehr sauberen Händen und Fingernägeln in der Gesellschaft verkehrten. Was war nun der Grund, daß sie mit ihren Unterkleidern dem Waschfasse so lange fern blieben? Nun, der Schmutz ist ihnen weniger sichtbar, als an Leinwandhemden. Derselbe Grund also, der den mit schwärzenden und beschmutzenden Sachen hantierenden Arbeiter bestimmt, seine Zukunft zu bunten Hemden dunkler Färbung zu nehmen. Den Leuten — ich schließe die weiblichen Wesen ein — ist es jedenfalls nicht zum Bewußtsein gekommen, wie sehr sie ihre Haut vernachlässigen, jenen Theil des Körpers, der, wie Montegazza in seiner „Hygiene der Haut“ sagt, das Telegraphenamt in sich schließt, das unsern Organismus mit der Außenwelt verbindet, da alle Einwirkungen der letzteren, die uns Lust oder Schmerz bereiten, Gesundheit oder Krankheit bringen, ihren Weg dort hindurch nehmen müssen. Die Poren werden durch den Schmutz, der sich fast ungestört auf der Haut ansammelt, verstopft, und es bildet sich eine Art Hinderniß für das Austreten der Ausscheidungen aus den Schweiß- und Talgdrüsen, abgesehen davon, daß die so verpappete Haut die Fähigkeit verliert, sich rasch den Temperaturschwankungen, die von außen her auf sie wirken, anzubequemen, daß also ihr Träger leichter, als reinliche Leute, zu Erkältungen und Katarrhen hinneigt. Würden die Unterkleider häufig gewechselt, so entfernten wir dadurch mit den sich fortwährend abschuppenden Oberhautzellen eine Menge Schmutz aus der unmittelbaren Nähe unseres Körpers, während Nachts ein Wechsel derselben bewirken würde, daß in der Zeit, wo sie nicht benutzt werden, manches verdunsten kann, was sich bei fortwährendem Gebrauche in ihnen anhäufen muß. „Der Mensch gewöhnt sich an Alles,“ und „Suum cuique stercus bene olet“, was wir frei etwa mit „Keiner grault sich vor sich selber“ übersetzen dürften. Der Geruch, den solche Wäsche ausströmt, ist ein höchst unangenehmer, aber die Träger derselben haben sich daran gewöhnt, diese Dünste als selbstverständlich hinzunehmen, ebenso wie der, welcher sich täglich mit Weichen-Essenz besprengt, schließlich nichts mehr davon merkt. Andere riechen aber desto eher, wie abstoßend der Geruch ist, den die Unterkleider von sich geben, die länger als acht Tage alle gasförmigen und flüssigen Hautausscheidungen haben aufnehmen können. Halten wir also daran fest, daß unter Wechsel der Wäsche nicht bloß das Anlegen frischgewaschener Leinwandsachen zu

verstehen ist; unsere Gesundheit erheischt es, daß wir auch die Unterkleider thunlichst oft, immer aber nach einer Beschäftigung wechseln, die eine reichlichere Hautausscheidung zur Folge hatte.

Humoristisches.

Auch ein Beruf. Herr: „Mir scheint, Ihr Sohn besucht alle Semester eine andere Universität?“ — Brauereidirektor: „Das bringt das Geschäft mal so mit sich!“ — Herr: „Was studiert er denn?“ — Brauereidirektor: „Studieren? Gar nichts. Er führt nur unser Bier ein.“

Gegenseitig. Vater: „Außerdem, Du Schlingel, kriegst Du heute kein Abendbrot; Dein Lehrer hat mir viel über Dich gesagt.“ — Söhnchen: „Ach, was könnte ich erst über ihn sagen!“

Traum

Eine blasse, rothe Rose,
Blüht in einem stillen Thal;
Als ob er sie schmeichelnd löse,
Streift sie leicht ein Sonnenstrahl.

Ein verirrter, ein verlorn'ner
Strahl, der wie ein flücht'ger Traum
Kommt, vergeht. Die blasse Blume
Fühlt sein mattes Glänzen kaum.

Leis' bewegt sie ihre Blüthe,
Durch die fahle Abendluft
Geht ein wunderbarer Hauch von
Heimlich räthselhaftem Duft.

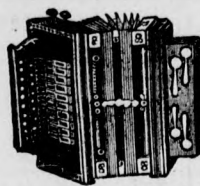
Weltvergessen, in Erinnerung
An ein sonnenblaues Bild,
In unstillbar heißem Sehnen
Athm' ich diesen Hauch so mild.

Ach, ich weiß, des weichen Duftes
Reiz schon einmal ich empfand;
Als zum Scheidegruß ich küßte
Der Geliebten weiße Hand.

Räthsel.

Ich, von Schillern auferweckt
In der Hochbegeisterung Weihe;
Ich, voll reinsten Liebesglut,
Ich, die Stille — Wahrgetreue!
Wenn das erste Zeichen fällt,
Wisset, daß ich Flammen speie.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
Augen, Genua.



Für nur
5 1/2 Mk.

per Stück versende per Nachnahme von einem allseitig anerkannt besten, ganz neu eingeführten **Concert-Zieh-Harmonikas „Süderland“** mit 2chörig leichtspielend aufsehnerregender Musik, 10 Tasten, 2 Bässen, 2 Registern, 2 doppelbalgiger Stahl-eckenbalg 35 Ctm., große Pracht-Instrumente. Verpackungsfiste kostet nichts. Selbsterlernschule umsonst. Porto 80 Pfg. Preisliste gratis und franko. Man bestellt am besten direkt beim ältesten und größten Geschäft dieser Art bei 24836

Heinr. Suhr
in Nonnrade i. W.

Freudig überrascht und entzückt

werden Sie von unserem imit. **Sprechenden Papagei** sein, den wir Ihnen nebst genauer Anleitung gegen Voreinsendung von **nur drei Mark** sofort zuschicken. Tadellose Ankunft wird garantirt.

Jacoby & Co., Neubrandenburg.

Auskunfts-

Bureau von **Gustav Paul**, Berlin N., Oranienburgerstraße 66 erteilt über **Geschäfts- Familien- u. Privatverhältnisse** aus jedem Ort gewissenhafte Auskunft in diskretester Weise. Forderungen werden kostenlos eingezogen. Bei Anfragen Retourmarke beifügen.

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18 jährl. approbirter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, **keine** Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressire: „**Privat-Anstalt Wlla Christina bei Sackingen, Baden.**“ 24890

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitangel etc leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde.
Pastor a. D. **Kypke** in Schreiberhan (Niesengebirge). 22160



Vogelliebhaber
erhalten geg. 50 Pfg. Briefmarken m. neuest. Preisbuch m. 50 naturgetr. Abbild. v. Vögeln und Tauben nebst Anleit. z. Pflege u. Zucht.
GUSTAV VOSS,
Hoflieferant, Köln.